
Einleitung

von CHRISTOPH KÖNIG

Die Geschichte der eigenen Forschung zu analysieren, gehört gerade in den Philologien zur Wissenschaft selbst. Die philologische Praxis unterliegt vielfältigen Einflüssen. Folgen die Gelehrten in der Regel einem Wahrheitsanspruch, so sind die eigenen Wertvorstellungen doch gegenwärtig, und auch Macht- und Karriereziele verliert man ungern aus den Augen. Viele Kräfte wirken aufeinander und bilden in Zusammenspiel und Zwist feste historische Traditionen. Wer diese zu erkennen vermag, schafft für die eigene Gegenwart ein kritisches Potential – eine Aktualität, die nicht selbstverständlich ist. Oft haben – durchaus auch selbstaufgelegte – Zwänge die Germanisten daran gehindert, ihr Tun historisch zu reflektieren und so ihrer Wissenschaft gerecht zu werden.

1. Grundriß

Die Germanistik besitzt im Deutschen Literaturarchiv Marbach ein Zentrum für die historische Selbstreflexion. Forschung, Kommunikation, Quellensammlung und Dokumentation bilden die Schwerpunkte.¹ Das ›Internationale Germanistenlexikon 1800–1950‹ soll angesichts der bislang unzureichenden bio-bibliographischen Dokumentation der Fachgeschichte² eine neue Grundlage schaffen; das Lexikon entstand zwischen 1995 und 2002 an der Marbacher ›Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik‹ mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Das Lexikon nimmt mehr als hundertfünfzig Jahre internationale Fachgeschichte in den Blick; es setzt mit der Institutionalisierung des Fachs in Deutschland um 1800 ein und

¹ Vgl. Eberhard Lämmert, Wissenschaftsgeschichte und Forschungsplanung, in: *Historizität in Sprach- und Wissenschaftsgeschichte*, hg. von Walter Müller-Seidel, München 1974, S. 663–685; Christoph König, Fachgeschichte im Deutschen Literaturarchiv. Programm und erste Ergebnisse, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 32, 1988, S. 377–405; Denkschrift der ›Deutschen Schillergesellschaft‹, Marbach am Neckar 1995; Eberhard Lämmert, Der Weg nach München. Eine historische Versuchsstrecke für den verantwortlichen Umgang mit einer Nationalphilologie, in: *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 21/22, 2002, S. 19–25.

² Vgl. Christoph König, Die Wissenschaftsgeschichte und ihre Dokumentation. Das Marbacher Projekt eines Internationalen Germanistenlexikons 1800 bis 1950, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 21, 1996, H. 1, S. 57–90; schon 1980 befürchtete Johannes Janota, »daß die bibliographischen Schwierigkeiten den erfreulichen und für die Entwicklung der Disziplin nur förderlichen Aufschwung der fachgeschichtlichen Forschung bald wieder abbremsen« (Janota, Geschichte der Germanistik als bibliographisches Problem, in: Hans-Henrik Krummacher (Hg.), *Beiträge zur bibliographischen Lage in der germanistischen Literaturwissenschaft*, Boppard 1981, S. 211–222, hier S. 211).

enthält Artikel über 1514 Germanistinnen und Germanisten, die bis zum Jahr 1950 ihr erstes Buch veröffentlicht haben; allein durch die Zahl der Artikel ist das Unternehmen demokratischer, als es ein Pantheon wäre. Der Schlußpunkt ist dialektisch gesetzt: Gerade weil die meisten Germanisten in Deutschland es versäumten, wissenschaftliche und politische Schlüsse aus ihrer Mittäterschaft im Dritten Reich zu ziehen, veränderte sich vorerst ihre internationale Rolle und später um 1968 die Gestalt der Disziplin selbst. Daß die Germanistik seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet ist, spiegelt sich im Lexikon deutlich: Die Gelehrten kommen aus 44 Ländern – oft ohne einander wahrgenommen zu haben. So lädt das Lexikon zu einer politischen, internationalen Reflexion ein, die dem Fach selbst mangelte.

Wer als *Germanist* gelten darf, ist nicht leicht zu bestimmen. Die ›Germanistik‹ ist keine feste Größe, sondern hat ihren Umriß und ihre innere Gliederung im Lauf der Geschichte verändert. Sie hat sich überdies verschiedenen nationalen und regionalen Verhältnissen angepaßt, weshalb nicht nur historische Veränderungen zu bedenken sind, sondern auch zwischen den deutschsprachigen Ländern und solchen Ländern zu unterscheiden ist, wo die Germanistik als Fremdsprachenphilologie oder als Wissenschaft von der Kultur eines anderen Landes auftritt. Vielfach ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gegenstand gar nicht an die Grenzen des institutionalisierten Fachs gebunden, gerade in den jeweiligen Anfängen, und ebenso prägen Konkurrenzen wie die zwischen Dichter und Professor immer schon die Disziplingeschichte. Das Leitbild dieses Lexikons ist nicht der deutsche Professor, sondern bestimmt sich nach dem historischen und regionalen Status der Institutionen, denen der ›Germanist‹ jeweils angehört, und ihren durchlässigen Grenzen.

Die *Auswahl* unter den vielen Germanisten folgt zwei Gesichtspunkten: dem der Wissenschaftswirksamkeit und dem der Wissenschaftskritik. Diese Gesichtspunkte ergeben sich aus der Unterscheidung zwischen Institution und Wissenschaft. An der Institution mag der Wissenschaftler seinen Verstand schärfen: Sie fordert und fördert die wissenschaftliche Kommunikation. Doch sind die Gesetze der Kommunikation auch strategisch, normativ, ja politisch geprägt und können den wissenschaftlichen Diskurs verzerren, den die Institution schafft. Daher ist die Anerkennung, die die Institution durch Einfluß oder durch die Billigung wissenschaftlicher Leistung gibt, ein wichtiger Maßstab für die Auswahl der Gelehrten, aber nicht der einzige, da das Lexikon auch Mittel zur Wissenschaftskritik an die Hand geben möchte. Das Kriterium der ›Wissenschaftswirksamkeit‹ wird korrigiert durch ein besonderes Augenmerk für Forscher, die die Institution zu Außenseitern machte bzw. – sofern sie ihr angehörten – gering schätzte, oder die sich selbst von ihr fern hielten: zumeist Frauen, jüdische Intellektuelle, Marxisten, aber auch Lehrer, Literaturkritiker und Übersetzer. Auf Vorurteil und Wissenschaftspolitik gründete in der Vergangenheit die Ablehnung, so daß oft bedeutende Gelehrte vergessen wurden. Dieses Vergessen sollte sich im Lexikon nicht wiederholen, ja es galt sogar, Intellektuellen das Bürgerrecht zu geben, die an diesen ›Staat‹ nie denken wollten. Wer indes von den zu Unrecht Vernachlässigten spricht, muß statt auf institutionelle Anerkennung, die durchaus meßbar ist, auf eigene Sachkenntnis und eigenes Urteil vertrauen. Dem Lexikon liegt ein Wissenschaftsethos zugrunde, das in der Rede von den Außenseitern notwendig wird und das nun auch die Auslegung der Daten

prägen kann. Die Leser des Lexikons können sich fragen: Welche Wissenschaft gilt es, mit den und auch gegen die hier ausgewählten Germanisten, zu verteidigen?

Die ›Germanisten‹ des Lexikons widmen sich der deutschen Sprache und Literatur in ihren historischen Erscheinungen – sie tun das mit wissenschaftlichem Anspruch und/oder in der Gravitation von wissenschaftlichen Institutionen. Geschichte, Politik und Kultur prägen das Profil der Wissenschaftler gerade in einem internationalen Fach, wie es die Germanistik ist. Historische und nationale oder regionale Eigenheiten, einschließlich der jeweiligen Gedanken über diese Besonderheiten, sind daher bei der Bestimmung der Gelehrten, die in das Lexikon Aufnahme finden, zu berücksichtigen. Von diesen vorerst normativen Festlegungen läßt sich der *zeitliche* Rahmen des Lexikons herleiten: Germanisten dieser Art gibt es erst seit etwa 1800. Um 1950 ändern sich, vor allem außerhalb Deutschlands, die institutionellen Rahmenbedingungen, oder es werden erst später entscheidende Veränderungen vorbereitet. Auch die im Lexikon rekonstruierte *räumliche* Ausdehnung des Fachs folgt aus dieser Festlegung und, in gleichem Maß, aus den darauf bezogenen Abweichungen.

Normen dieser Art werden in der Regel abgeleitet von der Verfassung einer Disziplin zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort. Diskussionen über Grenzziehungen sind daher stets Diskussionen über die Möglichkeit, dieses Besondere zu verallgemeinern. Das Lexikon, das der Wissenschaftswirksamkeit die Wissenschaftskritik entgegenhält, setzt sich also mit einer Germanistik auseinander, wie sie sich vornehmlich in Deutschland und Österreich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Einheit herausgebildet und dann lang erhalten hat, als Einheit von historischer Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, die allerdings innerhalb des neu geeinten Fachs ungleich verteilt waren: »Die interne Gliederung der Germanistik [...] in eine ältere und eine neuere Abteilung, asymmetrisch von Anfang an, weil die Erforschung der deutschen Sprache älterer und neuerer Zeit ausschließlich Sache der älteren Abteilung war – diese Gliederung hat an deutschsprachigen Universitäten allgemein ein Jahrhundert lang Bestand gehabt.«³ Die um 1900 vereinten Teile haben ihre eigene Geschichte. Mit deren Anfängen hundert Jahre früher setzt das Lexikon ein: Um 1800 zeigen sich erstmals bis heute geläufige methodische und institutionelle Formen im wissenschaftlichen Umgang mit deutscher Sprache und Literatur.⁴

³ Klaus Weimar, Germanistik, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, gemeinsam mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller, hg. von Klaus Weimar, Bd. 1, Berlin, New York 1997, S. 706–710, hier S. 708.

⁴ Man kann in der Germanistik – wie bei anderen historischen Erscheinungen auch – die Anfänge unterschiedlich früh setzen. Zygmunt Łempicki beginnt seine ›Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts‹ (Göttingen 1920) mit Gottfrieds literarhistorischer Revue und den Totenklagen der mittelalterlichen Lyriker, Rudolf von Raumer seine ›Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland‹ (München 1870) mit der Entdeckung und Ausbreitung von Tacitus' ›Germania‹ (Ende des 15. Jahrhunderts), Klaus Weimar erinnert in seiner ›Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts‹ (München 1989) an die Deutsche Rhetorik und die Litterärsgeschichte, auch Jürgen Fohrmann beginnt mit dem Humanismus (vgl. *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und deutschem Kaiserreich*, Stuttgart 1989). Die

An dem bis heute Geläufigen festzuhalten, ist nicht – im Sinn des Historismus – a priori verwerflich, denn daß etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt gegolten hat, beweist nicht dessen Hinfälligkeit. Doch ist die Norm zum Argument zu läutern. Anfangs wurden die Gegenstände selten kritisch begründet. Entweder gab es diese Begründungen nicht, und die Wahl des Gegenstands beruhte auf dem Mißverständnis, daß philologische Gegenstände Bildung vermitteln;⁵ oder die Begründungen wurden von den Spezialisten nicht angenommen, etwa das ästhetische Bewußtsein des Kunstcharakters von Literatur, und auch nicht die bildungsphilosophisch begründete Philologie Wilhelm von Humboldts, der institutionell kein Erfolg beschieden war. Der neue Wissenschaftsbegriff legt das Schwergewicht zwar nicht mehr auf die Bewahrung des überlieferten Wissens, sondern auf seine geregelte Erweiterung, auf methodisch angeleiteten Erkenntnisgewinn, auf einen Forschungsimperativ, bleibt indes sich selbst gegenüber merkwürdig naiv. Neu ist um 1800 eine engere Auffassung von Literatur, die mit der rhetorischen Tradition bricht, neu ist eine Historisierung des Denkens, die einerseits das Projekt der deutschen Literaturgeschichte generiert und andererseits – durch die historische Grammatik – die Sprachwissenschaft grundsätzlich verändert, so daß die germanistische Sprachwissenschaft innerhalb der großen Tradition, die Sprache zu reflektieren und die vielen Sprachen zu erforschen, einen eigenen, engeren Weg einschlägt.⁶

Konzepte und institutionelle Formen suchen sich nach Maßgabe ihrer Entwicklung wechselseitig. Das Wissenschaftssystem gliedert sich nun in voneinander relativ unabhängige Disziplinen, die ihre organisatorische Infrastruktur in den reformierten Universitäten finden. In Göttingen (1805: Georg Friedrich Benecke) und Berlin (1810: Friedrich Heinrich von der Hagen) werden die ersten Professuren für Deutsche Philologie eingerichtet. Was sich zuerst im Deutschland des 19. Jahrhunderts entwickelt, gewinnt in der Folge auch anderswo eine starke Attraktivität. Zwar hat es in Ländern wie Italien, Österreich oder Ungarn schon vor 1800 Kritiker, Übersetzer und Rhetorikprofessoren gegeben (herausragende Vertreter werden im Lexikon verzeichnet: Car-

Jahre um 1800 aber gelten den Fachhistorikern allgemein als entscheidender Einschnitt: Wilhelm Voßkamp weist darauf hin, »daß ein gemeinsames Fach ›Literaturwissenschaft‹ zunächst nicht bestand«, und bettet die Entstehungsgeschichte dieses Faches ein in den Prozeß »der Ablösung des alteuropäischen Gelehrtentums durch die neuen, historischen und nationalen Wissenschaften, die sich im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert vollzieht.« (Vorwort zum Sonderheft der ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹ 1987: ›Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft‹, S. 2); Weimar setzt hier die entscheidende Zäsur seiner Darstellung, auch Heinz Schlaffer erinnert an das neue ästhetische Bewußtsein, das »den Gegenstand philologischer Kritik [rettet], der ohne diese Kritik kein poetischer Gegenstand hätte werden können.« (*Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philosophischen Erkenntnis*, Frankfurt am Main 1990, S. 210).

⁵ Vgl. Nikolaus Wegmann, Was heißt einen ›klassischen Text‹ lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung, in: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart und Weimar 1994, S. 334–450.

⁶ Vgl. Andreas Gardt, *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Berlin, New York 1999.

lo Denina, Janez Sigismund Popovič und Andreas Friedrich Haliczky etwa), auch bilden sich später eigene nationale Wissenschaftstraditionen aus, doch für die allgemeine Zäsurbildung im Lexikon bleibt die Vorreiterrolle maßgebend, die Deutschland auf diesem Gebiet eingenommen hat.

Nicht zufällig verbindet sich das zweite Eckdatum, 1950, mit anderen Ländern: Der Status der deutschen Germanistik hat sich verändert, allmählich wird man sich überall der Kollegen außerhalb bewußt, wodurch eine *internationale* Forschungslandschaft erst entsteht. Im deutschen Sprachgebiet geht die Einheit des Fachs verloren. Nicht nur die Wege Westdeutschlands und der DDR trennen sich, sondern auch Österreich entfernt sich, zugunsten einer Austriazistik vor allem des 20. Jahrhunderts,⁷ von der gemeinsamen Entwicklung. Gleichzeitig gewinnen die Germanisten in den anderen Ländern, darunter viele Emigranten, an Bedeutung, und es festigen sich die internationalen Verbindungen. Viel ergibt sich schon aus den nun stärker wachsenden Universitäten. 1952 konstatiert die ›Minerva‹: »Wie ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse gerade der außerdeutschen Staaten zeigt, hat die Zahl der beauftragten und freien Dozenten in einem sehr großen Umfang zugenommen.«⁸ Auch neue Länder treten hinzu: Erstmals ist das Fach in Afrika, Lateinamerika und Australien vertreten.

Die Gründung der ›Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft‹ (IVG) 1955 in Rom dokumentiert die quantitative Veränderung; die IVG ist indes auch gegründet worden, um die ›deutsche Wissenschaft‹ in internationale Hände zu geben, nachdem sich allzuviele deutsche und österreichische Germanisten mit dem Nationalsozialismus verbündet hatten und dann scheinbar unbefangen weitermachten. Nach 1945 ist die Kontinuität von Methoden, Personen und Institutionen nicht zu übersehen.⁹ Für diese Kontinuität sucht man – schweigend – eine kulturelle Grundlage. Da man von ihr aber nicht spricht, wird das Fach in weiten Teilen seiner Konstitution, die das Kulturelle enthält und die Reflexion darauf fordert, nicht gerecht. Man entscheidet sich zugunsten der kulturellen Kontinuität, lehnt so die Mitverantwortung für den Nationalsozialismus und das ›Ereignis‹ der Judenvernichtung ab, ohne zu untersuchen, welche Ursachen davon zur deutschen kulturellen Kontinuität gehören¹⁰ – und verschließt sich methodischen Konsequenzen, etwa in der philosophischen

⁷ Vgl. Sigurd Paul Scheichl, Germanistik und Politik; Österreich seit 1945 zum Beispiel, in: *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 21/22, 2002, S. 33–38; Gerald Stieg, Französische Austriazistik – ein verstecktes Politikum, in: ebd., S. 43–45.

⁸ *Minerva* 34, 1952, Vorwort, S. IX.

⁹ Vgl. Wilfried Barner und Christoph König (Hg.), *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, Frankfurt am Main 1996. Das Lexikon zeichnet die Verlaufsformen möglichst genau nach, auch um denen gerecht zu werden, die (wie Otto Basler) sich entzogen und berufliche Nachteile in Kauf nahmen. Ein verbreitetes Muster findet man hingegen etwa in den Lebensläufen von Hennig Brinkmann oder Friedrich Maurer: Sie machten bis 1945 Karriere, wurden von den Besatzungsbehörden entlassen oder zurückgesetzt, holten dann aber langsam auf, bis sie ihren Status von vor 1945 wieder erreicht hatten.

¹⁰ Vgl. Imre Kertész, *Heureka. Nobelvorlesung*, 7. Dezember 2002, Die Nobelstiftung 2002, www.svenskaakademien.se; vgl. Jean Bollack, *Paul Celan. Poetik der Fremdheit*, Wien 2000.

Hermeneutik und der Werkimmanenz. Methodisch verändert sich daher die deutsche Germanistik erst ›1968‹ und in den Jahren davor – mit dem Münchner Germanistentag von 1966 als *lieu de mémoire*.¹¹ Zu dieser Veränderung tragen die theoretisch-methodische Szientifizierung bei, an der die neue Linguistik großen Anteil hat,¹² aber eben auch eine (ideologie-)kritische Reflexion über die Germanistik als politische Wissenschaft *damals* (und man meinte damit gleichfalls: *heute*).

Doch das Jahr 1970 kam als Endpunkt des Lexikons nicht in Frage: Wegen der Mengenprobleme, die eine gänzlich andere Konzeption des Lexikons erforderten, wegen der nun fast durchwegs un abgeschlossenen Lebensläufe, vor allem aber wegen der veränderten Stellung der deutschen Germanistik unter den Ländern. Das Jahr 1950 wird zu einem Einschnitt, weil sich in Deutschland vorerst nichts verändert: Man ist frei, die Zäsur kritisch zu setzen, handhabt sie dann aber für einzelne andere Länder gelegentlich flexibel. So hat die anhaltende Nachkriegssituation in den Staaten Mittel- und Osteuropas zu einem verspäteten Einsatz des Fachs geführt. Die Lehrstühle in Krakau und Warschau bleiben bis 1965 bzw. 1960 unbesetzt, in Łódź wird der Lehrstuhl 1952 aufgelöst. Durch den langsamen Wiederaufbau der Basis des Fachs nach dem Zweiten Weltkrieg profilieren sich daher die bekannten polnischen Germanisten erst nach 1950: Sie finden in die CD-ROM Aufnahme.

Wer um 1800 und vor 1950 seine erste selbständige Veröffentlichung (und sei es auch nur die Dissertation) vorgelegt hat, kommt grundsätzlich für eine Aufnahme in Betracht. Mit dem Kriterium des ersten Buchs folgt das Lexikon der Regel im ›Goedeke‹; auch im Systematischen Katalog der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach ist die erste selbständige Publikation für die Epochenzuordnung ausschlaggebend. Dem liegt der Gedanke zugrunde, daß die Gelehrten erste und oft entscheidende Prägungen dann schon erfahren haben und sie damit zu dem Darstellungszeitraum des Lexikons gehören, selbst wenn sie über ihre eigenen Anfänge im Laufe des Lebens hinaus gekommen sind und damit in ein Fach hineinreichen, das sich inzwischen ganz anders ausnimmt. Anders als in der ›Neuen Deutschen Biographie (NDB)‹ ist der Tod nicht Voraussetzung für die Aufnahme in das Lexikon.

Die zeitliche und räumliche Ausdehnung des Lexikons folgt aus der Bestimmung des ›Germanisten‹, in dem eine konkrete historische Ausprägung des Fachs zur – begründbaren – Norm geronnen ist; sie sei wiederholt: »Die ›Germanisten‹ des Lexikons widmen sich der deutschen Sprache und Literatur in ihren historischen Erscheinungen – sie tun das mit wissenschaftlichem Anspruch und/oder in der Gravitation von wissenschaftlichen Institutionen.« Mit Hilfe dieser Definition rekonstruiert das Lexikon, wer zur Fachgeschichte gehört; Gegenstandswahl, Methode und Institution variieren räumlich und zeitlich. Hier ist die Definition offen und berücksichtigt, was anerkannte Wissenschaftler jeweils als Wissenschaft anerkannt haben (eine Auffassung, die auf Tho-

¹¹ Vgl. Benno von Wiese und Rudolph Henß (Hg.), *Nationalismus in Germanistik und Dichtung*, München 1967; vgl. *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Beiträge von E. Lämmert, W. Killy, K.O. Conrady, P.v. Polenz, Frankfurt am Main 1967 (4. Aufl. 1970).

¹² Vgl. Ulrike Haß und Christoph König (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, Göttingen 2003 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte 4).

mas S. Kuhn zurückgeht), sofern in solcher Anerkennung Kernelemente der Definition enthalten sind. Man mußte nicht notwendig an einer Universität lehren, um dazu gehören. Was jeweils anerkannt war, wurde auch stets bestritten: Daher ist die Kritik an der jeweils vorherrschenden Wissenschaftsauffassung, ja der institutionelle Mißerfolg der ›Außenseiter‹, die oft genug ihre eigene, durchaus ›positive‹ Welt aufbauten, einzurechnen.

In *zeitlicher* Hinsicht trägt das Lexikon also der Historizität des Gegenstands Rechnung – und korrigiert, wo nötig, die Erinnerung. Was einen Germanisten ausmacht, verändert sich im Laufe der Zeit; man muß die Stadien und die damit verbundenen Handlungsrollen im disziplinären Entwicklungsprozeß sorgfältig berücksichtigen. Am Anfang, als sich die Disziplin an den Universitäten erst sukzessive durchsetzt, wird Germanistisches von Professoren *aus anderen Fächern* oder von *Privatgelehrten* mitvertreten, *Sammler* wie Joseph Freiherr von Laßberg oder Hartwig Gregor von Meusebach üben in der Konstitutionsphase des Fachs wichtige Funktionen aus. Im 19. Jahrhundert sind die *Lehrer* erheblich an der Forschung beteiligt und veröffentlichen gern in ›Schulprogrammen‹ (Friedrich David Gräter, Karl August Koberstein, Heinrich August Lübben, Heinrich Viehoff); Otto Rommel, der Herausgeber Nestroys und Anzengrubers, hat als Direktor einer Bundeserziehungsanstalt für Knaben in Wien gewirkt (in der Schweiz hat sich bis heute die Tradition gehalten, daß Lehrer Professoren werden). Auch haben sich die Grenzen der Disziplin ständig verschoben: Volkskunde, Nordistik, Niederlandistik und Theaterwissenschaft gehören lange Zeit institutionell zur Germanistik;¹³ später haben sie sich verselbständigt. Aus *Teilfächern* werden eigene Fächer, deren Vertreter im Lexikon nur noch in Auswahl zu berücksichtigen sind.

Die Ausdifferenzierung von Teilfächern ist Indiz zunehmender Professionalisierung. Mit ihr verändern sich (gern strategisch motiviert) die Außengrenzen und die Entscheidungen darüber, wer jeweils als Außenseiter gilt: die bedeutenden *Privatgelehrten* (Hans von Müller), die an der Universität lange gar nicht erst zugelassenen *Frauen* (Else Buddeberg, Helene Herrmann), die *jüdischen Intellektuellen*, die in der Universität auf großen Unwillen stoßen (Richard Moritz Meyer) oder, als Literaturkritiker etwa, außerhalb ihre Welt bauen (Julius Bab),¹⁴ und ebenso die ›*Wissenschaftskünstler*‹,¹⁵ die von der anhaltenden gespannten Nähe zwischen Dichtung und Gelehrsamkeit in der deutschen Kulturgeschichte zeugen (Gustav Freytag, Ernst Stadler).¹⁶ Daß der Anteil der Lehrer, Sammler, Bibliothekare, Kritiker und der Vertreter anderer Fächer an der Disziplin ›Germanistik‹ in dem Maß abnimmt, in dem sie sich konsolidieren muß, geschieht nicht nur zu ihrem Vorteil. Das Lexikon folgt diesem Bedeutungsverlust deshalb nicht

¹³ Auf die Indogermanistik wird im Lexikon prinzipiell verzichtet.

¹⁴ Vgl. Wilfried Barner und Christoph König (Hg.), *Jüdische Intellektuelle und die Philologen in Deutschland. 1878–1933*, Göttingen 2001 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte 3).

¹⁵ Vgl. Ernst Osterkamp, Friedrich Gundolf (1880–1931), in: Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin, New York 2000, S. 162–175.

¹⁶ Zur Kulturgeschichte der Konkurrenz vgl. Christoph König, *Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen*, Göttingen 2001 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte 2).

automatisch, sondern korrigiert ein Gedächtnis, das vor allem auf die Institution blickt. Beispiele gibt es genug: der Historiker und Archivar Franz Joseph Mone liest im WS 1817/18 ›Erklärung des Nibelungenlieds‹ und wiederholt diese Vorlesung in den folgenden Wintersemestern viermal; der ›Philosoph‹ (›ADB‹) Joseph Hillebrand publiziert auch eine dreibändige Literaturgeschichte (1845/46) und ein ›Lehrbuch der Literatur-Asthetik‹ (zwei Bände, 1827); der Psychologe Karl Bühler trägt wesentlich zur Sprachwissenschaft bei; der Religionswissenschaftler Walter Baetke ist außerdem Nordist; auch der Romanist Ernst Robert Curtius oder der klassische Philologe und Rhetorikprofessor Walter Jens – sie alle sind im Lexikon vertreten. Gelegentlich hat die Fachgeschichte selbst frühere Versäumnisse wettgemacht: Walter Benjamin, der zu Lebzeiten in der zünftigen Germanistik nur auf eine minimale Resonanz stößt, gibt der Forschung seit den 1960er Jahren zentrale Impulse, als von den Professoren, die ihn abgelehnt haben, kaum mehr die Rede ist.

In *räumlicher* Hinsicht kennt das Lexikon die regionalen und nationalen Unterschiede in der Wissenschaftsentwicklung und -organisation.¹⁷ Von diesen Unterschieden sind die Geisteswissenschaften gemeinhin stärker betroffen als die Naturwissenschaften. Die Germanistik bildet sich weder im Gleichschritt der Länder aus, noch orientiert sie sich hierfür an einem einzigen institutionellen Modell. Verändern sich zudem die staatlichen Grenzen, so verschiebt sich auch die Reichweite der Wissenschafts- und Bildungspolitik. Zur Germanistik in Polen gehört die Geschichte der österreichischen Monarchie und ihrer Kronländer: Während in Krakau schon 1850 der erste Lehrstuhl (mit Karl Weinhold) besetzt wird, folgt Warschau erst 1915. Selbst die Einschätzung der Bedeutung einzelner Gelehrter variiert in Abhängigkeit von den jeweiligen nationalen Kontexten. Während etwa deutsche Germanisten in Zygmunt Łempicki einen der bedeutenden polnischen Gelehrten in der Zwischenkriegszeit sehen (oft der einzige, den sie überhaupt kennen und der deshalb für sie die polnische Germanistik repräsentiert), messen ihm seine Landsleute kein vergleichbares Gewicht bei.

Entscheidend wirken sich in den nichtdeutschsprachigen Ländern vor allem die Fremdsprachensituation, das allgemeine politische Verhältnis zu Deutschland und das jeweilige Bildungssystem aus – das Lexikon nimmt darauf Rücksicht. Sind die deutsche Sprache und Kultur den Studenten fremd, wird der Gegenstand in der Regel weiter gefaßt (bis hin zur ›Landeskunde‹) und der Sprachunterricht tritt als eigene Aufgabe hinzu. Ver-

¹⁷ Vgl. die Länderberichte in den ›Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik‹, die das Projekt begleiteten und (kritisch) reflektierten: Hans-Georg Grüning, Die italienische Germanistik im Germanistenlexikon (13/14, 1998, S. 58f.); Erika Kämer und Malle Rebane, Germanisten aus Estland im Germanistenlexikon (13/14, 1998, S. 59–61); Stefan Kaszyński, Das ›Internationale Germanistenlexikon 1800–1950‹ aus polnischer Sicht (13/14, 1998, S. 61–63); Michel Espagne, Die französische Germanistik (15/16, 1999, S. 42f.); Belma Camacho Acuirre, Germanistik in Chile vor 1950 (15/16, 1999, S. 44f.); Alexandr W. Belobratow, Germanistik in Rußland (15/16, 1999, S. 46f.); Feliciano Pérez Varas, Die spanische Germanistik im Internationalen Germanistenlexikon 1800–1950. Skizze einer Vorgeschichte (17/18, 2000, S. 64–70); Wu Xiaoqiao, Über die Entwicklung der chinesischen Germanistik vor 1950 (17/18, 2000, S. 70–72); Lila Bujaldón de Esteves, Germanistik in Argentinien (19/20, 2001, S. 50–52).

fasser von *Text- und Lehrbüchern* haben daher Gewicht, ebenso die *Übersetzer*, aus denen oft erst die Dozenten werden; und hat sich das Fach einmal etabliert, übersetzen die Professoren meist nebenher (Yang Bingchen). Gleichfalls spielen die Kulturvermittler (Carlo Denina, Erich von Kahler) eine große Rolle.

Den Einfluß der Politik kann man gut im Vergleich der USA mit Frankreich erkennen. In den Vereinigten Staaten, einem klassischen Einwandererland für Deutsche, gibt es die älteste und größte Germanistik außerhalb des deutschsprachigen Raums.¹⁸ Dort trifft der Bildungswille der Einwanderer, den Karl Follen (seit 1825 in Harvard) durch seine Forderung nach einer German American University fördert, auf den pragmatischen Materialismus der Pioniere; früh schon bildet sich eine eigene amerikanische Germanistik aus. Nach dem Sezessionskrieg werden zahlreiche Universitäten neu gegründet und mit germanistischen Abteilungen versehen (und diese vielfach mit Deutschen, die in Deutschland studiert haben, besetzt). Man orientiert sich an dem deutschen philologischen Programm (das den Konflikt mit humanistischen Vorstellungen in sich birgt¹⁹), um desto mehr zur amerikanischen Kultur beizutragen; folgerichtig wird der Kriegseintritt der USA 1917 zum Einschnitt. Die Entwicklung in Frankreich, die intensiv erst nach der Unterrichtsreform von 1902 einsetzt, verläuft hingegen ausgesprochen autonom: Der wissenschaftliche Nachwuchs wird im eigenen Land herangebildet, und das Fach ist von vornherein auf den politischen Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland eingestellt, in den sich die Germanisten – wie Charles Andler, Edmond Vermeil und Robert Minder – intellektuell und kritisch, mit klarer Diagnose des Feinds einmischen.²⁰

Schließlich die Bildungssysteme: In Rußland gibt es den Germanisten im engeren Sinn nicht; die Ausdifferenzierung von Fächern widerspricht dem aufs Ganze gehenden Wissenschaftsideal des Landes, weshalb sich keine eigenen germanistischen Institutionen, allenfalls einzelne Lehrstühle bildeten.²¹ Prägend kann sich die Kolonialgeschichte auswirken: meist wurde das Bildungssystem der ehemaligen ›Mutterländer‹ übernommen und nach der Unabhängigkeit beibehalten.²² In Australien war Deutsch nach Französisch – entsprechend dem britischen System – die zweite Fremdsprache, den ersten Lehrstühlen für romanische Sprachen waren die für germanische Sprachen nur beige-

¹⁸ Vgl. Peter Uwe Hohendahl (Hg.), *German Studies in the USA. A Historical Handbook*, New York: MLA Press 2003.

¹⁹ Vgl. Jean Bollack, M. de W.-M. (en France). Sur les limites de l'implantation d'une science, in: William M. Calder III u.a. (Hg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt 1985, S. 468–512.

²⁰ Vgl. Michel Espagne und Michael Werner (Hg.), *Les études germaniques en France*, Paris: CNRS-éditions 1994; Michel Espagne, *Le paradigme de l'étranger. Les chaires de Littérature étrangère au XIXe siècle*, Paris: CERF 1993.

²¹ Vgl. Alexander Michailow, Zum heutigen Stand der Germanistik in Rußland. Ein vorläufiger Bericht, in: Christoph König (Hg.), *Germanistik in Mittel- und Osteuropa 1945–1992*, Berlin, New York 1995, S. 183–201; vgl. auch Nina Pawlowa, Die sowjetische Rezeption der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, in: ebd., S. 214–221; Rotislaw Ju. Danilewskij, Zur Geschichte der Germanistik in Leningrad (St. Petersburg), in: ebd., S. 202–213; Belobratow 1999 (Anm. 17).

²² Vgl. Robert Picht, Deutsch in der Dritten Welt, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 10, 1984, S. 61–74.

ordnet. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg emanzipierte sich hier die Germanistik von der Romanistik.²³

Im Lexikon, das sich auf den Zeitraum zwischen 1800 und 1950 konzentriert, sind die Länder wie folgt vertreten; die Ziffern fassen die aufgenommenen Germanisten zusammen:²⁴

Afrika

Ägypten 2; Südafrika 3

Amerika

Argentinien 11; Brasilien 4; Kanada 18; Mexiko 3; Venezuela 1; Vereinigte Staaten von Amerika 188

Asien

China 8; Indien 1; Japan 15; Korea 4

Australien

Australien 7; Neuseeland 3

Europa

Belgien 11; Bosnien 3; Bulgarien 14; Dänemark 13; Deutschland 691; Großbritannien 38; Estland 5; Finnland 14; Frankreich 32; Irland 2; Italien 34; Kroatien 8; Litauen 1; Luxemburg 3; Niederlande 24; Norwegen 15; Österreich 120; Polen 24; Portugal 5; Rumänien 17; Rußland 28; Schweden 17; Schweiz 59; Serbien 7; Slowakei 2; Slowenien 7; Spanien 2; Tschechien 13; Türkei 5; Ungarn 32.

2. Auswahlverfahren

Die Definition, wer ein Germanist sei, schafft für das Lexikon einen Rahmen, der für die Lexikonarbeit selbst zu konkretisieren war: Wie findet man die Germanisten, von denen man nach der Definition nur eine allgemeine Vorstellung hat? Da es nicht den einen Ort gibt, wo die einschlägigen Informationen abzurufen sind, wurden vier verschiedene Datenreihen miteinander korreliert, die zentrale Aspekte germanistischer Betätigung und ihrer Bewertung dokumentieren und damit die ersten zwei Arbeits-

²³ Vgl. Gerhard Schulz, Zur Situation des Deutschen in Australien, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 2, 1976, S. 105–113, hier S. 106. Seit 1946 gibt es in Sydney, seit 1947 in Melbourne (Richard Samuel) ein Department. Die Einrichtung solcher Departments ist im Ausland wichtiger als in Deutschland, will man den Anfang der Fachgeschichte bestimmen: Oft wurde ein Institut gegründet und einem Lektor oder Assistenten übertragen, der Lehrstuhl indes erst später geschaffen (Bulgarien ist dafür mit Michail Arnaudov und Konstantin Gäläbov ein anderes Beispiel).

²⁴ In Chile, Griechenland und Island gab es 1950 weder eine institutionalisierte Germanistik noch Vorläufer einer solchen. – Die Zuordnung, die im Lexikon in erster Linie den Wirkungsorten folgt, ist in der folgenden Statistik nicht immer scharf zu bestimmen, sei es daß ein Germanist in mehreren Ländern wirkte, sei es daß sich die Länder selbst im Lauf der Geschichte verändert haben. Daher wird sonst im Lexikon auf eine Zuweisung zu einzelnen Ländern verzichtet und stets der *Ort* in den Mittelpunkt gerückt.

schritte ›Anlegen eines Namensvorrats‹ und ›Auswahl aus dem Namensvorrat‹ begründeten, bevor man – drittens – die Artikel selbst verfassen konnte. Dieses Verfahren machte also einerseits die Wissenschaftler namhaft und lieferte andererseits Indikatoren für ihre Wissenschaftswirksamkeit, also für den Einfluß, den der betreffende Gelehrte auf den fachlichen Diskurs, auf die institutionelle Entwicklung und/oder das öffentliche Erscheinungsbild der Germanistik nahm – und für die Kritik daran. Das Verfahren diente der Ermittlung eines Namensvorrats, und zugleich sollten sich Anhaltspunkte für Auswahl und Aufnahme in das Lexikon einstellen. Die folgenden vier Datenreihen wurden bedacht: Publikationen, Institutionen, Selbstreflexion und wissenschaftsgeschichtlicher Forschungsstand.

a. *Publikationen.* Da aus leicht einzusehenden Gründen nicht die gesamte germanistische Fachliteratur erfaßt werden konnte, konzentrierte sich die Datenerhebung auf die maßgeblichen Fachzeitschriften, kontrolliert durch Editionsverzeichnisse, Serien und Schulprogramme.²⁵ In Fachzeitschriften konzentriert sich die disziplinäre Kommunikation, wobei nicht nur Universitätsdozenten zu Wort kommen. Sie dokumentieren eine auf die Schriften bezogene institutionelle Anerkennung: Die Häufigkeit, mit der ein Gelehrter in einer Zeitschrift publiziert, die Reputation einer Zeitschrift, ihre Bedeutung für die Germanistik (etwa rein germanistisch oder nicht) und der Grad ihres wissenschaftlichen Anspruchs (rein fachlich oder auch didaktisch) sind Indikatoren für die Wirksamkeit des Gelehrten. Die Datenerhebung erlaubt auch Aufschlüsse über Programmentwicklungen, Publikationsverhalten, Mitarbeiterprofil und Gruppenbildungsprozesse.

b. *Institutionen.* Die Etablierung der Wissenschaftsinstitutionen (Universitäten, Akademien usw.) bedeutet sowohl für das Fach wie für den einzelnen Gelehrten die Anerkennung einer Leistung. Bei den Hochschulen geht es mit der Lehre zugleich um die spezifische gesellschaftliche und kulturelle Funktion der Germanistik. Wichtigstes Instrument waren für den deutschsprachigen Raum die universitären Personal- und Vorlesungsverzeichnisse.²⁶ Hinweise auf die Bewertung ergaben sich aus der Stufe, welche

²⁵ Folgende Fachzeitschriften wurden ausgewertet: ›Germania‹ (hg. von Friedrich Heinrich von der Hagen, 1836–1853), ›Germania‹ (hg. von Franz Pfeiffer u.a., 1865–1892), ›Zeitschrift für deutsches Altertum‹ (1876–1950: ›und deutsche Literatur‹); ›Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen‹ (1846ff.); ›Zeitschrift für deutsche Philologie‹ (1868/69ff., Register); ›Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur‹ (1874ff., mit einem nützlichen Register für die Bände 1–100, 1979); ›Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Zeitschrift für Deutschkunde)‹ (1887ff.); ›Euphorion‹ (1894ff., 1934–1938: ›Dichtung und Volkstum‹); ›Germanisch-romanische Monatsschrift‹ (1909ff.); ›Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹ (1923ff.); Rezensionen und Miscellen wurden bei diesen Zeitschriften nicht erfaßt. Zwei Rezensionsorgane wurden zusätzlich ausgewertet: ›Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur‹ (seit 1876 als Beilage zur ›Zeitschrift für deutsches Altertum‹); ›Literaturblatt für deutsche und romanische Philologie‹. – Für Editionsverzeichnisse und Serien vgl. König, Anm. 2, S. 82; Schulprogramme sind bibliographisch gut erschlossen, vgl. etwa das *Handbuch der bibliographischen Nachschlagewerke. Totok-Weitzel*, hg. von Hans Jürgen und Dagmar Kernchen, 6., völlig neu bearbeitete Auflage, Frankfurt am Main 1984, S. 297–299.

²⁶ Seit dem 19. Jahrhundert wurden die Vorlesungsverzeichnisse auch in überregionalen Literaturpe-

der Wissenschaftler in der Universitäts-hierarchie eingenommen hat. Außerdem informieren Ämter in Gesellschaften und Akademien über die Wirksamkeit eines Gelehrten in diesen Institutionen. So ließen sich zudem Stationen der Laufbahn und Lehrschwerpunkte eruieren.

c. *Selbstreflexion.* Die Geschichte der Germanistik wird von einer – durchaus unterschiedlich gearteten und wechselhaft intensiven – Selbstreflexion begleitet, in dem sich das Fach über sein Wesen, seine Aufgaben, seine Vergangenheit, seine erbrachten Leistungen usw. Rechenschaft ablegt.²⁷ Subjekt der Reflexion, mag sie zeitgenössisch oder

riodika abgedruckt – in der ›Allgemeinen Literatur-Zeitung‹ (Jena 1785–1803; Halle 1804–1849), der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung‹ (Jena 1806–1841) und der ›Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung‹ (Jena 1842–1849). Im ›Literarischen Centralblatt für Deutschland‹ (Leipzig 1851–1903) waren von 1862 bis 1898 die Vorlesungsverzeichnisse der meisten deutschsprachigen Universitäten zu finden. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurden die Vorlesungsverzeichnisse u.a. in dem ›Literarischen Zentralblatt für Deutschland‹ (Leipzig 1904–1941), im ›Deutschen Universitäts-Kalender‹ (Leipzig 1871–1938) und in den ›Hochschul-Nachrichten‹ (München 1891/92–1919/20) veröffentlicht. Ab den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden die Vorlesungen wieder vorwiegend allein in den separat gedruckten Verzeichnissen jeder Universität angekündigt. Vgl. Moira Paleari, Die Sammlung der Vorlesungsverzeichnisse im Deutschen Literaturarchiv und ihre Bedeutung im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, in: *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 19/20, 2001, S. 42–47; Horst Walter Blanke, Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutschsprachiger Universitäten 1700–1899, Teil I, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 6, 1983, S. 205–227; ders., Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutschsprachiger Universitäten 1700–1919, Teil II, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 10, 1987, S. 17–43; ders., Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutschsprachiger Universitäten 1700–1926, Teil III, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 11, 1988, S. 105–117; Karl Schröder, Vorläufiges Verzeichnis der in Bibliotheken und Archiven vorhandenen Vorlesungsverzeichnisse deutschsprachiger Universitäten aus der Zeit vor 1945, Saarbrücken 1964. – Die ›Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik‹ im Deutschen Literaturarchiv Marbach stellt die umfangreiche Dokumentation der von 1800 bis 1950 an deutschsprachigen Universitäten abgehaltenen germanistischen Vorlesungen, die für das Lexikon-Projekt angelegt wurde, der Benutzung zur Verfügung. Der Fundus besteht aus Kopien von separat erschienenen Vorlesungsverzeichnissen und von in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Verzeichnissen der Universitätsveranstaltungen.

²⁷ Nekrologe wurden bereits bei der Zeitschriftenauswertung berücksichtigt. Neben zahlreichen Nachschlage- und Sammelwerken mit Berufsregistern bzw. -nennungen konnten auch die Archive dreier fachhistorischer Projekte ausgewertet werden: des von Walter Schmitz geleiteten Projekts ›Wissenschaftsemigration. Aus Deutschland vertriebene Hochschullehrer der Neueren deutschen (und vergleichenden) Literaturwissenschaft‹; des österreichischen Projekts ›Vertriebene Literaturwissenschaft. Der Anteil der Germanistik an der österreichischen Wissenschaftsemigration von 1933 bis 1945‹ (vgl. Beatrix Müller-Kampel (Hg.), *Lebenswege und Lektüren. Österreichische NS-Vertriebene in den USA und Kanada*, Tübingen 2000); und des von Wilhelm Voßkamp und Jürgen Fohrmann geleiteten Projekts ›Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft im 19. Jahrhundert‹ (vgl. Fohrmann/Voßkamp (Hg.) 1994, Anm. 5), dessen Archiv zur Gänze dem Deutschen Literaturarchiv Marbach übergeben wurde. Außerdem wurden uns die Archive der Lexika ›Bibliographia Judaica‹ (*Bibliographia Judaica. Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache*, bearb. von Renate Heuer, München

retrospektiv, zustimmend oder kritisch sein, ist in diesem Sinn die Disziplin. Forschungsberichte, fachpolitische Analysen, auch biographische Artikel, Personalbibliographien und Nachrufe auf Gelehrte gehören dazu. Diese Selbstbeschreibungen²⁸ geben aus je historischer Perspektive Hinweise auf die Extension des Fachs und auf die Wissenschaftswirksamkeit der Germanisten. Besonderes Gewicht erhalten daher jene Texte, die in periodischen Fachbibliographien aufgenommen wurden und sich so eher im Gedächtnis der Wissenschaft festsetzen konnten.

d. Wissenschaftsgeschichtlicher Forschungsstand. Hier handelt es sich um einen Spezialfall der vorigen Datenreihe: Neuere Forschungsergebnisse werden berücksichtigt. Die Auswertung der fachhistoriographischen Literatur, die mit den Personalregistern beginnt, konnte an den Forschungsbericht von Klaus Weimar, an die von Cornelia Fiedeldej-Martyn erstellte chronologische Bibliographie 1973–1989, im Anschluß daran an die von Marcus Gärtner und Marike Werner für den Zeitraum 1990–1994 gesammelte Literatur sowie an die fortlaufende, zum Teil kommentierte Bibliographie in den ›Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik‹, deren Berichtszeitraum 1989 einsetzt, anknüpfen.²⁹ Ausführlichere Erwähnungen finden sich in den jeweiligen Lexikonartikeln.

Diese vier Datenreihen kontrollieren und korrigieren sich wechselseitig. Da sich etwa Fachzeitschriften erst bilden oder behaupten, wenn die Disziplin sich konsolidiert, können sie keine zureichenden Informationen über die Anfänge liefern. Genau die Anfänge werden aber in den Selbstreflexionstexten und in der Fachhistoriographie besonders ausgiebig thematisiert, während man dem wissenschaftlichen ›Normalbetrieb‹ weit weniger Aufmerksamkeit schenkt. Hier wirkt wiederum die Auswertung der Fachperiodika und der Personal- und Vorlesungsverzeichnisse einer Mythenbildung entgegen. Wählen die beiden selbstreflexiven Datenreihen (c und d) stärker aus, so müssen sie sich der empirischen Überprüfung durch die beiden anderen Datenreihen (a und b) unterziehen. Schließlich variiert der Sinn der Datenreihen selbst von Land zu Land (in den

u. a. 1981–1996), ›Österreichisches Biographisches Lexikon‹ (*Österreichisches biographisches Lexikon. 1815–1950*, hg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Leo Santifaller, Graz, Wien 1957ff.) und ›Neue Deutsche Biographie‹ (*Neue deutsche Biographie*, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1953ff.) zugänglich gemacht.

²⁸ Vgl. für den deutschsprachigen Raum Holger Dainat und Cornelia Fiedeldej-Martyn, Literaturwissenschaftliche Selbstreflexion. Eine Bibliographie, 1792–1914, in: Fohrmann/Voßkamp (Hg.) 1994 (Anm. 5), S. 538–549.

²⁹ Vgl. Klaus Weimar, Zur Geschichte der Literaturwissenschaft. Forschungsbericht, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 50, 1976, S. 198–264; Cornelia Fiedeldej-Martyn, Bibliographie zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft 1973–1989, in: Fohrmann/Voßkamp (Hg.) 1994 (Anm. 5), S. 742–767; Marcus Gärtner und Marike Werner, *Bibliographie zur Fachgeschichte der germanistischen Wissenschaft 1990–1994*, Berlin 1995. Die ›Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik‹, hg. von Christoph König in Verbindung mit Michel Espagne, Ulrike Haß, Ralf Klausnitzer und Ulrich Wyss, 1991ff., erscheinen seit dem Jahr 2001 im Wallstein Verlag Göttingen und tragen heute den Titel ›Geschichte der Germanistik. Mitteilungen‹.

USA gibt es die Einrichtung des Vorlesungsverzeichnisses nicht überall, anderswo fehlt die eigene Fachhistoriographie, oder es sind die institutionellen Randbedingungen weniger wichtig als in Deutschland, und so weiter): Entscheidend war gerade in diesen Fällen die Kompetenz der uns beratenden Koordinatoren und der Verfasser der Artikel. Der Fundus von 12000 Namen, der dank der Datenreihen gewonnen wurde, ließ sich mit ihrer Hilfe auch reduzieren. Nach Maßgabe von Werk und institutionellem Status, von zeitgenössischem und fachhistorischem Urteil verringerte sich die Zahl erheblich. Um – umgekehrt – mit dem Kriterium der ›Wissenschaftswirksamkeit‹ nicht die jüdischen Intellektuellen, Frauen, Lehrer zu verdrängen, wurden eigene Listen zusammengestellt. So ließen sich – mit Hilfe von Fachleuten – Eigendynamiken dieser Gruppen erkennen und ihre bedeutenden Vertreter in den großen Namensvorrat einfügen. Dieses Verfahren wurde auch für andere subsidiär genutzt, um Ungleichmäßigkeiten zu verhindern: für Schweizer, Österreicher und DDR-Germanisten, die über die deutschen Fachzeitschriften und Vorlesungsverzeichnisse nur ungenügend erfaßt wurden, ebenso für Sprachwissenschaftler, die gegenüber den Mediävisten und neueren Literaturwissenschaftlern nicht ins Hintertreffen geraten durften.³⁰

In den nichtdeutschsprachigen Ländern oblagen das Sammeln und die Auswahl der Gelehrten vor allem unseren Koordinatoren vor Ort.³¹ Die Fachgeschichte der USA verlangte, allein schon wegen ihrer Größe, nach einem eigenen Vorgehen: analog zu den deutschsprachigen Ländern, doch für sich. Durch die Auswertung von Fachzeitschriften,³² Lexika,³³ Mitgliederlisten³⁴ und Nachlaßverzeichnissen³⁵ kam ein Namen-

³⁰ Wir wurden in diesen subsidiären Verfahren beraten von: Gabi Einsele, Hiltrud Häntzschel, Barbara Hahn und Monika Hinterberger (Frauen); Konrad Feilchenfeldt, Gerhard Lauer und Walter Röhl (jüdische Intellektuelle); Kurt Abels, Ortwin Beisbart, Juliane Eckhardt, Uwe Grund, Ulrich Herrmann, Horst Joachim Frank, Otto Ludwig (Lehrer); Johann Holzner, Sebastian Meissl, Wendelin Schmidt-Dengler, Erwin Streitfeld und Johann Strutz (Österreich); Bernhard Böschstein, Alois Haas, Karl Pestalozzi, Martin Stern, Max Wehrli und Ulrich Wyss (Schweiz); Petra Boden, Rainer Rosenberg, Christoph Fasbender und Reinhard Hahn (DDR); Ulrike Haß, Hartmut Schmidt und Gerd Simon (Sprachwissenschaftler).

³¹ In dem ›Verzeichnis der Bearbeiter und Koordinatoren‹ sind die Koordinatoren eigens hervorgehoben (vgl. S. LVII–LXIV).

³² ›German Life and Letters‹ (1936ff.); ›German Quarterly‹ (1928–1937); ›Germanic Review‹ (1926ff.); ›Journal of English and Germanic Philology‹ (1897ff.); ›Modern Language Notes‹ (1886–1973); ›Monatshefte‹ (1937, 1942/43, 1947/48); ›Publications of the Modern Language Association of America (PMLA)‹ (1866ff.).

³³ ›American Biographical Archives‹; ›Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration‹; ›Dictionary of American Scholars‹; ›Directories of German Studies‹ (1980, 1990, 1995); ›Francis Ellis Collection of North American German Textbooks‹; ›Minerva-Weltkalender der Gelehrten‹ (1936); ›Who was Who in America‹.

³⁴ Vor allem die in den ›PMLA‹ verschiedentlich abgedruckten Mitgliederverzeichnisse (samt Funktionen).

³⁵ ›Catalog of the Archival Collections‹; ›Catalog of the German-American Collection, University of Cincinnati‹; ›Guide to the Archival Materials of the German-Speaking Emigration to the United States after 1933‹; ›Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933–1945‹.

vorrat von 2600 amerikanischen Germanisten zusammen; außerdem wurde ein den amerikanischen Verhältnissen angepaßter Fragebogen zur Geschichte der Departments an die wichtigsten Deutschabteilungen – mit der Bitte um Ergänzung und Gewichtung – geschickt. Aus dem Fundus wählten wir gemeinsam mit einem amerikanischen Beraterkreis aus.³⁶

Vor der endgültigen Auswahl der in das Lexikon aufzunehmenden deutschsprachigen Gelehrten unterschieden wir noch zwischen den Germanisten, die aufgrund der Kriterien eindeutig dazugehörten, und Zweifelsfällen. Beide Gruppen legten wir erfahrenen Fachhistorikern vor und baten sie um ihr Urteil.³⁷ Wer schließlich in die Druckfassung kam, wer im Zweifel in der CD-ROM-Fassung aufgehoben wurde³⁸ und auf wen zu verzichten war, lag in der Hand einer Arbeitsgruppe im Deutschen Literaturarchiv.

3. Systematik der Daten

Die geistigen Räume, in denen Literatur- und Sprachwissenschaftler arbeiten, kann man mit Hilfe eines *Dreiecks* von Wissen, Institution und Kultur genauer gliedern, oder, blickt man auf die Normen, die in diesen Räumen regieren: von Wahrheitsanspruch, Macht- und Karrierewillen sowie von moralisch-ethischen Werten. In diesem Dreieck dokumentiert das Lexikon die Konstitution der Germanistik.

Da die Praxis der Germanisten von Faktoren geprägt ist, in denen sich historische Traditionen Geltung verschaffen können, erweist sich die Germanistik als eine *historisch* verfaßte Wissenschaft. Es stellt sich die Frage, ob angesichts der historischen Umstände, in denen der Gelehrte arbeitet, und angesichts der aktuellen Werte bzw. der Konkurrenz mit anderen Forschern, die ihn treibt, verlässliches Wissen über die Gegenstände zu gewinnen ist. Der Wahrheitsanspruch steht auf dem Spiel. Die Antwort gibt weder ein historischer oder systematischer Relativismus noch eine (mehr oder weniger absolute) Logik der Erkenntnis, die die historischen Voraussetzungen ignorierte oder beherrschte.

Die Antwort findet sich viel eher in der Forschungspraxis, der das Kategorienschema des Lexikons und die Entscheidungen, welche Daten genannt und wie sie strukturiert werden sollen, Ausdruck geben. Die List wissenschaftlicher Vernunft,³⁹ so der Gedanke, setzt sich, sofern sie Erfolg hat, in der *Praxis* durch, die unmittelbar und wissend zugleich sein kann. Unmittelbar, weil der Gegenstand sich aufdrängt, dem Gelehrten entgegen-

³⁶ Dem Beraterkreis gehörten an: Reinhold R. Grimm, Patricia A. Herminhouse, Walter F. W. Lohnes, John A. McCarthy, Cora Lee Kluge, Henry H. H. Remak, Jeffrey L. Sammons, Guy Stern, Frank Trommler, Gerhard Weiss, Theodore Ziolkowski, Harry Zohn.

³⁷ Zum dem Kreis gehörten: Horst Brunner, Holger Dainat, Jürgen Fohrmann, Wolfgang Höppner, Uwe Meves, Walter Müller-Seidel, Klaus Weimar.

³⁸ Für die Artikel, die allein in die CD-ROM aufgenommen sind, haben wir denn auch die Jahresgrenze 1950 in einzelnen Fällen etwas weniger streng gehandhabt.

³⁹ »La ruse de la raison scientifique consiste à faire de la nécessité avec de la contingence, du hasard, et à faire de nécessité sociale vertu scientifique« (Pierre Bourdieu, *Science de la science et réflexivité. Cours du Collège de France 2000–2001*, Paris 2001, S. 152).

stellt und gemeistert sein will – wissend, weil der Forscher seinem Wissensdrang unterordnet, was sich ihm aus seinem ›philologischen Dreieck‹ als verallgemeinerbar anbietet. Das ist in der Regel eine Menge und entstammt gänzlich heterogenen Welten: der Wissenschaftsgeschichte, seiner Kultur und Erziehung, der Politik, seinen Strategien, der ihn prägenden *scientific community*.

Bilden sich in der Praxis wissenschaftsgeschichtlich Traditionen aus, so wiederholt sich heute der Vorgang jeweils und der Forscher kann prüfen, was ihm an Einsichten und Irrtümern über seinen Gegenstand zukommt. Dank historischer Rekonstruktion nimmt er mit denen, die sich schon einmal zu seinem Gegenstand geäußert haben, an einer großen Debatte teil. Das diskursive Modell von Jürgen Habermas läßt sich historisch ausdehnen. Zum anderen lernt der Gelehrte die allgemeinen Bedingungen der Praxis besser kennen, so daß er dem ›Wissen‹, das in Konkurrenz zueinander tritt, nicht mehr wie den *doxai* naiv gegenüber treten muß, sondern um die Motive und Anschauungen weiß, die sich in den Argumenten allein nicht sofort erschließen. Dank eines doppelt einsichtigen Urteils lassen sich die Wissenschaftstraditionen aufklären, von denen die Praxis in der Gegenwart jeweils beeinflußt wird.

Das Lexikon bietet die Elemente historischer Praxis, je nachdem, wie weit sie gediehen ist. In ihrer empirischen Gestalt bilden die Elemente fünf Datengruppen: Leben, Laufbahn, Publikation, Literatur und Archiv; der wissenschaftssystematische Sinn dieser Datengruppen erschließt sich im Zusammenspiel der Normen und Ziele, die in den Räumen ›Wissen‹, ›Institution‹ und ›Kultur‹ vorherrschen (das Datenraster wird im Abschnitt ›Benutzungshinweise‹ im einzelnen erläutert):

- Kulturelle, religiöse oder politische Vorstellungen und Werte (hier gilt es sich zu entscheiden) bilden und entfalten sich im Gang des *Lebens* und seinen Umständen (samt Genealogie, Religions- und Parteizugehörigkeit); daher sind Lebensdaten wichtig, so arbiträr sie oft nur greifbar sind, so wenig sie allein, ohne die Werke etwa, und uninterpretiert über jene Entscheidungen Auskunft geben;
- die *Laufbahn* folgt der Logik wissenschaftlicher Institutionen: Natürlich gilt hier das Wissen, vor allem aber herrscht der Wille, sich durchzusetzen. Diese Institutionen können gegenüber kulturellen oder politischen Erwartungen Schutz bieten, wie es die protestantische Zweireichelehre, auf die Wissenschaften programmatisch übertragen, fordert.⁴⁰ Institutionen sind daher ambivalent: Sie fördern die Karriere, ebenso wie sie der Wissenschaft Schutz gewähren. Zu den Universitäten treten Akademien und Gesellschaften, auch persönliche Netzwerke, von denen Lehrer-Schüler-Beziehungen die einsichtigsten sind: Sie nutzen jene Ambivalenz, durchaus auch gegen die Universität;
- in den *Publikationen*, die dem Wissensanspruch allein Raum geben sollten: in selbständigen Publikationen, Editionen, Übersetzungen usw., mischen sich auch andere Kalküle; daher sind Kommunikationswege eigens dokumentiert, etwa im Fall von Festschriftenbeiträgen oder Widmungen, deren ausführliche Wiedergabe zu den Besonderheiten des Lexikons zählt. Auch an Titelgebungen oder in einer synopti-

⁴⁰ Vgl. König 2001, Anm. 16, S. 198–212.

schen Lektüre der Datentypen ist zu erkennen, unter welchen Einflüssen Methode und Gegenstand stehen;

- die *Literatur* über die Gelehrten (von den Nachrufen bis zu fachgeschichtlichen Monographien) lehrt, welche Urteile sich in der späteren wissenschaftlichen Entwicklung bis heute gebildet haben. Sie fordern den Wissenschaftshistoriker heraus: Er weiß, daß wissenschaftliche Überzeugungen sich diskursiv herstellen, hier im Dialog mit früheren Auffassungen. Nun kann die beschriebene wissenschaftssystematische Gravitation ihn selbst erfassen;
- die *Archive* (Personalakten, Nachlässe, NSDAP-Mitgliederkartei, Stasiakten) verwahren durchaus unberechenbare, oft nur zufällig überlieferte Materialien: Archive haben anarchische Züge und können die Kritik an den Publikationen und den darüber publizierten Urteilen fördern. Doch auch sie sind mit der Geschichte der Wissenschaften gewachsen und haben daher die Quellen ungleichmäßig überliefert.⁴¹

Ein Drittel der Biogramme wurde von der Redaktion verfaßt, für die anderen Gelehrten konnten wir insgesamt 737 Bearbeiter gewinnen, die oft mehrere Artikel übernahmen. Das Lexikon ruht in weiten Teilen auf ihren Recherchen. Dabei galt bei Büchern das Prinzip der *Autopsie*, und viele neue oder frühere Angaben widerlegende Lebensdaten wurden aus den *Akten* erhoben. Die Redaktion, die die Artikel oft in lebhaftem Austausch mit den Bearbeitern fertigstellte, hat durch Stichproben, systematische Durchdringung des Materials und eigene zusätzliche Recherchen die Validität der Artikel jeweils erhärtet.

Folgt das Lexikon auch dem Alphabet der Gelehrten, ist es also auf die individuellen biographischen Daten ausgerichtet, so enthalten die Biogramme – sichtbar in ihrer Gliederung – Generalia, in denen sich der Einzelne bewegt: von den Parteien über die Universitäten bis zu den Medien. Das Lexikon abstrahiert selbst schon und liefert damit Grundlagen für die Wissenschaftsgeschichtsforschung, die einem platten Biographismus nicht mehr verfallen muß und sich statt dessen für eine Sozial- und Institutionengeschichte, für eine kritische Geschichte der Interpretationkonflikte, für die Analyse regionaler, nationaler und internationaler Entwicklungen im Fach, für Kanonfragen und Probleme der Gattungsgeschichte, für das Studium der Literatur- als Wissenschaftsgeschichte und vieles andere mehr interessieren kann.

Daß sich die Generalia dem Individuellen entgegenstellen, das allein eine ›Biographie‹ schafft, verändert den Blick auf die ›anschlußfähigen‹ Konzepte. Ihre Reichweite von Gelehrtem zu Gelehrtem ist jeweils zu interpretieren. Das betrifft auch die Ansprüche und Normen, mit denen die *Institutionen* an den Einzelnen herantreten – ihnen gehorcht er oder widersetzt er sich eigensinnig.⁴² Die Zugehörigkeit zur Institution allein sagt oft noch wenig aus, erst wie mit ihren Ansprüchen umgegangen wird, gibt den Ausschlag.

⁴¹ Vgl. Michel Espagne, Genetische Textanalyse: Edition – Archiv – Anthropologie, in: Christoph König und Siegfried Seifert (Hg.); *Literaturarchiv und Literaturforschung*, München 1996 (Literatur und Archiv 8), S. 83–103.

⁴² Vgl. Christoph König, Schlußbemerkung über den Eigensinn, in: *Mitteilungen des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik* 21/22, 2002, S. 57f.

Der Sinn eines Datums im Ganzen des gelehrten Lebens erschließt sich erst einer synoptischen und über den Einzelnen hinausblickenden Auslegung. Gerade bei heiklen Auskünften wie solchen über Mitgliedschaften in Parteien, namentlich der NSDAP, zeigt die kritische Orientierung des Lexikons an der wissenschaftlichen Praxis ihre Vorzüge. Weder kann von einem Datum automatisch und mißtrauisch auf das Ganze geschlossen werden, noch ist diese Option grundsätzlich fallen zu lassen, weil die Welten (Publikation und Leben etwa) von vornherein auseinanderzuhalten seien. Wie die Einträge in der Mitgliederkartei der NSDAP, die für das Lexikon systematisch ausgewertet worden sind,⁴³ verlangen auch die anderen Daten des Lexikons den geduldigen, umsichtigen und kritischen Leser.

In diesem Sinn legen die *Register* des Lexikons verschiedene systematische Zusammenhänge offen, die das gelehrte Leben bestimmen; sie ordnen

1. Promotionen (nach Jahren),
2. Habilitationen (nach Jahren),
3. Institutionen (nach Orten und innerhalb der Institution nach Jahren) und
4. Autoren als Forschungsgegenstände.

Das »Internationale Germanistenlexikon 1800–1950« erscheint als Buch und in einer CD-ROM-Fassung. Gegenüber dem Buch zeichnet sich die CD-ROM durch ein Plus an Informationen aus. Sie enthält 114 Artikel mehr als die Druckfassung (1400) – und

⁴³ Die Mitgliederkartei der NSDAP hat sich zu 80 % erhalten und wird heute, als Bestand des früheren Berlin Document Center, im Bundesarchiv Berlin aufbewahrt. Diese Kartei wurde von der Redaktion systematisch ausgewertet. Um einen Eintrag in die Mitgliederkartei zu verstehen, muß man wissen, wie eine Mitgliedschaft zustande kam: Laut eines Gutachtens des Instituts für Zeitgeschichte in München (Michael Buddrus) setzte die NSDAP ohne Ausnahme einen persönlich unterschriebenen Antrag voraus: nach Prüfung des Antrags erfolgte der Eintrag in die Mitgliederkartei, doch die Mitgliedschaft selbst kam erst durch die Aushändigung des Parteibuchs an den Antragsteller zustande: der Akt der Aushändigung kann in den wenigsten Fällen aus den Archiven belegt werden. Dem gegenüber versichern einzelne der davon betroffenen Germanisten, von einem von ihnen gestellten Antrag nichts zu wissen. Jedenfalls kam es, so Michael Buddrus, gerade bei jungen Antragstellern vor 1945 offensichtlich nicht mehr zur Aushändigung des Parteibuchs. Auch ruhte die Mitgliedschaft, solange jemand der Wehrmacht angehörte. So konnte man nach der Antragsstellung nie mehr von der Partei gehört haben. Auszuschließen ist gemäß der Auskunft von Michael Buddrus, daß Mitglieder der HJ oder des BDM ohne ihr Wissen und ohne ihre schriftliche Zustimmung überführt wurden. Um nicht die Dokumente allein sprechen zu lassen, verzeichnen wir gleichwohl einvernehmlich die Einsprüche Betroffener, die zum Zeitpunkt des Eintrags in der Regel achtzehn Jahre oder wenig älter waren, vor allem zwischen 1942 und 1944, als das Parteieintrittsalter von ursprünglich 21 Jahren auf 18 und 1944 schließlich auf 17 herabgesenkt wurde. Im übrigen hat die NSDAP als Eintrittsdatum oft nicht das tatsächliche eingetragen, sondern eines, das eine politische Symbolik hatte: etwa den 1.5. oder den 1.9. (Kriegsbeginn 1939). – Mitgliedschaften auch bei anderen politischen Parteien und Austritte nennt das Lexikon in dem Maß, in dem wir und unsere Bearbeiter durch gezielte Recherchen in Personalakten und Archivbeständen davon Kenntnis erhielten, unabhängig von den einzelnen Ländern oder bestimmten Epochen. Zu den Einträgen selbst vgl. die »Benutzungshinweise«. Gabriele Pleßke hat für das Lexikon systematisch auch die Akten beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (»Gauck«-Behörde) ausgewertet, die aus dem Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR stammen.

zusätzliche Daten zu den im Buch publizierten Artikeln (ausschließlich in der CD-ROM findet sich die Rubrik ›Hinweise‹). Vor allem aber vervielfachen sich auf elektronischem Weg die systematischen Recherchemöglichkeiten.

Redaktionsschluß des Lexikons war der 30. September 2002.

Dank

Der Dank gebührt in erster Linie den Koordinatoren und den Verfassern der Artikel: sie sind alle in einem eigenen ›Verzeichnis der Bearbeiter und Koordinatoren‹ (S. LIX–LXVI) aufgeführt. Besondern Dank spreche ich Ulrich Wyss und Reinhard Tgahrt aus: von Anfang an beteiligten sie sich an Konzeption, Auswahl, Kontaktpflege und Redaktion. Ich danke allen, die uns bei der Namensauswahl beraten haben: Kurt Abels, Ortwin Beisbart, Petra Boden, Bernhard Böschenstein, Horst Brunner, Holger Dainat, Juliane Eckhardt, Gabi Einsele, Christoph Fasbender, Konrad Feilchenfeldt, Jürgen Fohrmann, Horst Joachim Frank, Reinhold R. Grimm, Uwe Grund, Alois Haas, Hiltrud Häntzschel, Barbara Hahn, Reinhard Hahn, Ulrike Haß, Patricia A. Herminghouse, Ulrich Herrmann, Monika Hinterberger, Wolfgang Höppner, Johann Holzner, Cora Lee Kluge, Gerhard Lauer, Walter F. W. Lohnes, Otto Ludwig, John A. McCarthy, Sebastian Meissl, Uwe Meves, Walter Müller-Seidel, Karl Pestalozzi, Henry H. H. Remak, Walter Röhl, Rainer Rosenberg, Jeffrey L. Sammons, Hartmut Schmidt, Wendelin Schmidt-Dengler, Guy Stern, Martin Stern, Gerd Simon, Erwin Streitfeld, Johann Strutz, Frank Trommler, Max Wehrli, Klaus Weimar, Gerhard Weiss, Theodore Ziolkowski, Harry Zohn. Ich danke Jürgen Fohrmann, Elisabeth Lebensaft, Friedrich Nemeč, Walter Schmitz und Wilhelm Voßkamp für ihre wissenschaftsgeschichtlichen Quellen, die wir benutzen durften. Ich danke Michael Buddrus (Institut für Zeitgeschichte, München), der ein wichtiges Gutachten über Fragen der Mitgliedschaft in der NSDAP verfaßt hat, und Walter Stillner, der die Publikation entsprechender Daten mit rechtlicher Expertise begleitet hat. Für wichtigen Rat danke ich Wilfried Barner, Klaus-Michael Bogdal, Hartwig Molzow und Hans-Harald Müller. In dankenswerter Weise hat Gabriele Pleßke die im Rahmen ihrer germanistikgeschichtlichen Forschungen beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (›Gauckbehörde‹) recherchierten Quellen für die Rubrik ›Nachlaß/Archivalisches‹ ausgewertet und die standardisierten Hinweise/Kommentare der BStU-Akten verfaßt. Für Korrekturarbeiten danke ich Sünje Ehmsen, Monique Mombert, Teruaki Takahashi und Anke Werner. Von Anfang an durften wir auf die Hilfe von Praktikanten zählen: ich danke Barbara Botter, Susanne Buchinger, Christiane Dätsch, Daniela Di Natale, Katharina Drobac, Evelyne Hager, Lars Kaiser, Reiner Kornetta, Catherine Mocelin, Daniela Nuß, Bettina Rölke, Dagmar Stöferle, Stefania Torri, Regina Weinhold und Joachim Zwick. Gleiches gilt für die Marbach-Stipendiaten Mira Đjordjević, Jeff High und Friederike von Schwerin-High. Ich danke Brigitte Schöning, Cheflektorin im Verlag Walter de Gruyter, die sich sehr früh schon für das Projekt entschied und umsichtig einen verlegerischen Rahmen schuf, ebenso Heiko Hartmann,

ihrem Nachfolger, und Elisabeth Schober, die mit großer Sorgfalt die komplexe Herstellung begleitet haben. Ebenso danke ich Thomas Ziegler, Thomas Weerth und Tobias Ott von der Firma pagina (Tübingen), die ausdauernd und einfallsreich den elektronischen Satz samt CD-ROM herstellten.